

EINFÜHRUNGSREDEN (Auszüge)

Sven Ochsenreither, Malerei – A kind of light

Galerie Katrin Hiestand, Landau

Es gibt zwei Dinge, um die ich Kinder besonders beneide: Zum einen um die Fähigkeit, an jedem erdenklichen Ort und in jeder erdenklichen Lage schlafen zu können. Dann um die Möglichkeit, andere Menschen unverwandt und langanhaltend anschauen zu können. Irgendwann lernen sie dann, dass das unhöflich ist und lassen es bleiben. [...]

Wenn ich sage, dass ich Kinder um das Schlafen und das Schauen beneide, bedeutet das im Umkehrschluss allerdings, dass es entsprechend zwei Dinge, um die ich Kinder besonders nicht beneide: Zum einen, dass ihr Schlaf mehr und mehr in den Rhythmus der Welt der Erwachsenen gepresst wird. Zum anderen, dass sie das ausgiebige Schauen zwar aberzogen bekommen, selbst aber unter einer fast ständigen Beobachtung stehen. [...]

Wenn wir davon ausgehen, dass das Kind nur in der Abwesenheit von Erwachsenen es selbst sein kann, dann bleibt ihm als einzige Zeit dazu nur die Nacht – wenn die Erwachsenen schlafen. Nachdem sie ihr Aufsichtspersonal also bettreif müdegespielt und erziehungserschöpft haben, haben die Kinder endlich die Zeit, ihrem eigenen Rhythmus zu folgen und dabei, zum Beispiel, endlich ausgiebig schauen zu können. So, wie sie es eben in den Bildern hier tun. [...] Die hier beschriebene, bzw. dargestellte Welt der Kinder und auch die Kinder selbst erscheinen vielleicht erschreckend freudlos und verwirrend für uns. Sie erscheinen uns aber nur so, weil wir so stark an den Kriterien hängen, von denen wir glauben, dass sie Kinder glücklich und fröhlich machen. Aber vielleicht wollen Kinder gar nicht glücklich und fröhlich sein. Vielleicht wollen sie auch das Gegenteil nicht sein. Vielleicht wollen sie einfach mal nur sein. [...] In der Nacht könnten sie sich befreien und immunisieren gegen das, was täglich auch in sie hineingedacht, -gewünscht und -erzogen wird. Ich finde das einen beneidenswerten Zustand. [...] Wie kämen wir damit zurecht, würden wir in diese Welt geraten? Machen wir doch den Selbstversuch an diesen Bildern: Schauen wir mal.

Kirsten Delrieux – Heike Schumacher, Kollagen und Diagraphien

Kunst im Abgeordnetenhaus Mainz

[...]

Setzt man die Arbeiten beider Künstlerinnen in Bezug zueinander, so könnten die Resultate, die sich aus dem Prinzip von Disziplin und Zufall ergeben, unterschiedlicher nicht sein. [...] Während Schumacher die Entwicklung der Diagraphien zwar anstößt, sie aber ansonsten sich selbst überlässt, vollzieht Delrieux die Arbeitsschritte einen nach dem anderen und behält den Einfluss über das Material. Ihre Arbeiten finden einen Abschluss, während Schumachers Bilder einen Moment unter vielen wiedergeben und das Innenleben des Dias,

dem sie zugrunde liegen, sich jetzt, wo wir die Bilder betrachten, schon in einem ganz anderen Zustand befindet. Dennoch: In ihrer Entstehung und dem hier präsentierten Zusammenspiel finden sich wiederum dann doch so viele Übereinstimmungen, dass es umso bemerkenswerter ist, wie daraus dieses weite Spektrum unterschiedlicher Resultate entstehen konnte. [...]

Beide arbeiten mit dem Prinzip des Schichtens, des Überstreichens, Überlagerns – sei es beim Anordnen von Materialien im Dia, dem Auftragen von Hautleim, von Farbe, dem versetzten Aufkleben von Tesafilm. Die dünnen Linien auf den Leimschichten korrespondieren mit der Struktur der Leinwand, ebenso wie mit den Rillen auf den Tesafilmbildern. Das Licht, das die kleinen Anfasser darauf in dreidimensionale Würfelchen verwandelt, bringt bei der Frage nach der Funktion dieser „Schalter“ ebenso wenig Erhellung, wie es beim Durchleuchten der Diagraphien Aufschluss darüber gibt, was es eigentlich genau ist, was wir hier sehen. Besonders aber ist es die Akzeptanz des Zufalls, des Unvorhersehbaren, Unplanbaren, die die Arbeiten der beiden Künstlerinnen eint – und jede für sich auszeichnet.

Das Prinzip von Planung, Eingriff, Präzision auf der einen Seite und Zufall, Planlosigkeit, Unvorhersehbarkeit auf der anderen Seite ist natürlich auch eine schöne Metapher für das Leben an sich. [...] Hier gäbe es, wie auch zu den Künstlerinnen und ihren Arbeiten selbst, viel, viel mehr zu sagen. Aber auch ich muss – und will mich – disziplinieren. Immerhin sollen Sie noch Zeit und Gelegenheit haben, selbst einen Blick auf die Werke zu werfen – und dabei zufällig noch einiges entdecken, worüber hier nicht gesprochen wurde.

Helen Jilavu, Photographie – Zonta-Kunstpreis 2015

Kulturschmiede Nieder-Olm

[...]

Was wir in den Fotografien Helen Jilavus sehen, sind Aufnahmen von verschiedensten Orten der Welt: Innenräume, Weiten, Städte, Fabriken, Zimmer, Bauten, Wälder. Trotz ihrer Unterschiedlichkeit und geografischen Distanz zueinander sind sie miteinander verbunden. Sie zeigen eine vermeintlich entvölkerte Welt, in der die Präsenz des Menschen nur noch in den ruinösen Spuren und Merkmalen seiner vergangenen „Zivilisation“ vorhanden ist.

Die weibliche – Fragezeichen – Figur, die in den frühen Fotografien in Erscheinung tritt, verstärkt diesen Eindruck. Ihre Herkunft, ihr Status, ihre Rolle in der Welt – das also, worüber wir uns und andere zu definieren versuchen – bleibt ebenso ungeklärt wie die Funktion und Verortung der Räume, die sie betritt. Wie diese entfaltet sie einen Zauber, der uns anzieht und bannt, gleichzeitig aber etwas Unheimliches birgt, das uns befremdet und erschreckt. Die Orte dienen ihr als Bühne, die sie als Einzige bespielt. Ihr Körper ist es, der das Bild in Vorder-, Mittel-, und Hintergrund teilt. Erst durch ihn wird es zu einem dreidimensionalen Raum, durch ihn erhalten Gebäude und Dinge ihren Maßstab. [...]

Die Figur könnte uns als Identifikationsfigur dienen, als Projektionsfläche. Sie könnte damit Schlüssel und Tür sein in diese seltsame Welt, die sie beherrscht. Doch sie bleibt unnahbar, fremd. [...]

Die Konfrontation für uns als Betrachter mit einer Figur, die uns bei dem Versuch ihrer Identifizierung im Stich lässt, verunsichert. Denn wir ahnen, dass die Figur auch – und vor allem – das Unbekannte, das Fremde in uns selbst ist. Das Eigenartige in uns, das sich eben nicht definieren lässt. Nicht durch Kleidung, nicht durch eine bestimmte Frisur, noch durch irgendwelche anderen zivilisatorischen Indizien. Sie ist das, was übrig bleibt, wenn wir die auf uns übertragenen Rollen, unsere eigenen Ideen darüber, wer wir sein sollen, unser „Image“, ablegen. Das, was an jedem Ort zu jeder Zeit es selbst bleibt. Heißt: Das Individuum an sich. [...]

Die Serie von Bildern verlassener Verwaltungs- und Fertigungsräume scheint den Schlusspunkt der Ent-Individualisierung zu setzen: Hier begegnet uns die Figur in verschiedenen klassischen „Rollen“ ehemaliger Mitarbeiterinnen – der Sekretärin, der Büroangestellten, der Werksleiterin im grauen Kittel – als sei sie, ebenso wie die herumliegenden und -stehenden Schriftstücke, Ordner, Maschinen und Computerteile, zurückgelassen worden – nicht als menschlicher Teil eines Teams, sondern als rein funktioneller Teil des Inventars. Diese Figur ist außerhalb dieser Arbeitswelt, ihrer einzigen Identifikationsgrundlage, nicht denkbar. [...]

Ich habe nun also, wie zu Beginn versprochen, ein-geführt in die Arbeiten Helen Jilavus. Herausführen müssen Sie sich selbst. Nehmen Sie sich heute oder an einem anderen der Ausstellungstage die Zeit, herauszufinden, was die Bilder mit Ihnen machen. Konfrontieren Sie sich, auch mit sich selbst. Erweitern Sie die Orte und Räume durch eigene Erfahrungs-, und Assoziationsräume.